

Der rechtschaffene Teufel.

In jener weniger aufgeklärten Zeit, wo man den übernatürlichen Wesen noch nicht kleinlich nachwies, daß sie gar nicht existierten und diese unbeanstündet mit den Menschen in Verkehr treten durften, kam einmal ganz zufällig ein junges Teufelchen an die Oberwelt.

Die Großmama hatte die ganze Nacht alte Sünderseelen in einer großen Pechpfanne geschmorrt und war schließlich vor Müdigkeit ein wenig in ihrem Lehnstuhle eingensickt.

Sonst wäre es dem Kleinen sicher nicht gelungen, zu entweichen, denn die alte Dame hielt das junge Teufelsvolk sehr knapp und duldete vor allem nicht, daß die Jungen mit den Menschen in Berührung treten. „Von denen könnt ihr nichts Gutes lernen“, meinte sie, wenn sie am Abend im trauten Familienkreise beim Pechkessel saß, „einer ist immer schlechter als der andere, und um die paar lumpigen Seelen, die ihr mir eventuell zuführt, ist mir nicht zu tun, wir haben ohnehin keinen Platz mehr übrig.“

Das junge Teufelchen, froh darüber, einmal aus der dumpfen Hölle ans Tageslicht zu gelangen, stolzierte flott durch die Straßen einer großen Stadt, in die es beim Aufstiege hineingeraten war und freute sich über das rege Leben und die vielen sauberen Frauenzimmer, die es erblickte.

„Donnerwetter“, murmelte es in seinen Bocksflaum hinein, „sind das aber reizende Dinger und wie sie einem mit ihren verführerischen Augen anschauen, die reinsten Teufelsmädel! Bei uns unten wird so etwas leider nicht geduldet.“

Da bemerkte Luzifer erst, daß seine Adjustierung für die Gesellschaft, in der er sich bewegte, nicht passe und trat rasch entschlossen in ein elegantes Modewarenhaus, um sich einen modernen Anzug anzuschaffen, denn sein Wams war berußt und abgetragen, ja selbst dem Teufel zu schlecht, das Beinkleid aber so viel wie gar nicht vorhanden.

Das Höllenkind zahlte prompt, denn es hatte vor seinem Aufstiege seine gesamten Ersparnisse zu sich gesteckt und trat nun wieder auf die Straße.

Da gab es Miethäuser und Paläste in regelloser Reihenfolge und farbenprächtige Gartenanlagen mitten darunter, da wimmelte es von Menschen aller Art, elegante und solche, die es scheinen wollten, bunte Uniformen, helle und dunkle Damentoiletten, alles in wirrem

Durcheinander, und ein Gelärme und Gesumme herrschte dabei, daß man sein eigenes Wort nicht verstand.

Der kleine Luzifer stand ganz verwirrt mitten auf der Straße und konnte sich vor Staunen nicht erholen. So schön war es daheim denn doch nicht, wenn er auch den gewohnten Schwefel- und Pechgestank nur stellenweise wiederfand.

Plötzlich stieß ein besonders elegant gekleideter Herr, scheinbar aus Versehen, den armen Kleinen auf die Seite.

„Pardon“, sagte Luzifer, der wußte, wie man sich den extrafeinen Leuten gegenüber zu benehmen hat, und rieb sich die beim Stoße in Mitleidenschaft gezogene Magenrube; dabei konstatierte er den Abgang seiner silbernen Taschenuhr samt Kette.

„Zum Teufel, da heißt's aber aufpassen“, meinte der Bestohlene, „in der Hölle ist mir so etwas noch nicht passiert, allerdings kommt da auch nicht jeder hinein.“

Es fing an zu dämmern. Ein alleinstehendes stattliches Gebäude lenkte seine Aufmerksamkeit auf sich.

Der Portier nahm seinen Dreispitz ab, als Luzifer das Haustor betrat und fragte artig, wen er anmelden könne.

„Ei der Teufel“, legte sich die Portiersfrau ins Mittel, „du kennst ja doch den Herrn Baron Gabriel.“

Der Name paßte dem Kleinen zwar nicht recht, doch

war ihm die zufällige Ähnlichkeit mit dem Barone momentan willkommen.

Nur so konnte er das Klublokal betreten.

Man wies ihn in ein luxuriös ausgestattetes Gemach im ersten Stocke. Vermuthlich hielt man ihn für einen Spieler. Eine Atmosphäre, welche Luzifer nicht wenig anheimelte, strömte ihm entgegen. Die reinste Hölleluft!

An verschiedenen Tischen wurde gespielt. Hier Whist und Tarock, in einer Ecke Hazard.

Ganz seitwärts in einer Nische unterhielt man sich mit Schachspiel.

Baron Gabriel — denn für diesen wurde er nun einmal gehalten — gesellte sich zuerst zu den Schachspielern. Zwei ältere Herren saßen einander beim Schachbrette gegenüber. Beide hatten die Köpfe auf ihre Hände gestützt, wie es Menschen thun, die sehr intensiv nachdenken, und beachteten ihn nicht.

Nach einer halben Stunde eifrigen Nachsinnens hob der eine einen Läufer ein wenig von seinem Plaze, stellte ihn jedoch nach einiger Zeit wieder auf dessen früheres Feld, weil er bemerkte, daß dieser Zug zwecklos sei. Der andere schüttelte den Kopf und dann dachten beide mit neuer Energie weiter.

„Das ist aber eine langweilige Unterhaltung“, entschlüpfte es dem Pseudobaron, der im Begriffe war, zu gehen.

„Erlauben Sie mir“, schrieb einer der beiden Spieler den ganz verdutzten Kleinen an, „ich verbiete mir derlei Bemerkungen. Wenn jemand so wenig vom Schachspiel versteht wie Sie, sollte er sein Urtheil für sich behalten; übrigens kann ich nicht weiterspielen, wenn man mir mit solchen Ansichten kommt“, und dabei stieß er das Schachbrett beiseite, so daß die Figuren übereinander kollerten. Er tat dies hauptsächlich aus dem Grunde, weil er sonst mit dem nächsten Zuge matt geworden wäre und die zehn Gulden, um welche die Partie ging, nicht gern zahlen wollte.

„Scheren Sie sich zum Teufel, wer hat Sie denn hergerufen“, brüllte der andere, dem die zehn Gulden entgingen.

Ganz beschämt schlich der so unzart Behandelte zum nächsten Tische, wo er sich bescheiden auf einige Meter Entfernung hinstellte.

„Sehen, sehen“, riefen alle vier Spieler fast gleichzeitig, „nur keinen stehenden Liebitz!“

Luzifer rückte sich einen Stuhl zu den Whistspielern und setzte sich, wie ihm geheißen.

Das Spiel schien ihm sehr harmlos und erregte schon deshalb seine Aufmerksamkeit, weil niemand ein Wort dabei sprach und die Karten so lautlos ausgeteilt und ebenso ausgespielt wurden, als ob sie selbst eine Art Sprache redeten. Daher war er höchst verwundert, wie

diese Idylle durch ein ganz unerwartetes Geschrei gestört wurde.

„Carreau, Carreau!“ brüllte plötzlich ein älterer Herr ganz rot vor Zorn mit geballten Fäusten sein Bisavis an. „Sie werden das Spiel nie erlernen! Wie konnten Sie auf den Piquebuben verfallen?“

„Ich wollte zuerst meine eigene Farbe anzeigen.“

„Mein Gott und Herr, Pique wollten sie anzeigen, Pique, die ich die ganze Zeit adwarf, ja, sind Sie denn wirklich so begriffsstüzig?“

„Wenn mir jemand zusieht, kann ich nicht spielen.“

Luzifer verstand den zarten Wink, stand auf und begab sich zum Nebentische, wo man Tarock spielte.

Hier herrschte einige Aufregung. Eben war ein Kontra ordentlich „daneben“ gegangen und das schlechte Spiel desjenigen, der das Kontra provoziert hatte, bildete allgemeinen Gesprächsstoff. Mittlerweile wurden die Karten gegeben.

„Solo, zwölf Tarock, Trull, Pagat“, sagte mit siegesfähigem Lächeln der beschimpfte Spieler und die beiden anderen fielen wie zwei hungrige Nasgeier über den Taffon her, um die Möglichkeit zu erörtern, dem Solisten einen „Frack“ auf das Spiel oder den Pagat applizieren zu können. Nach einigen lebhaften Auseinandersetzungen, bei welchen sich die beiden Gegner mit größter

Ungenierrtheit die Karten zeigten, entschieden sie sich für ein Kontra auf Spiel und Bagat.

Als der Solospieler jedoch erkannte, wie schlecht die Chancen für ihn standen, hat er den Teufel, der mit lebhaftestem Interesse zusah, das Spiel zu übernehmen, weil er einen Moment hinausgehen müsse.

Luzifer ergriff ahnungslos die Karten und spielte so gut er es konnte, aber der Erfolg war, wenigstens für ihn, kein befriedigender.

Er wartete, bis der Herr zurückkomme, damit dieser zahle, doch war dies ganz überflüssig, denn der eigentliche Solospieler war längst verschwunden. Was blieb nun dem armen Teufel anderes übrig, als zwei Goldstücke aus seiner Tasche auszukramen und sie den schadenfroh lächelnden Gegnern einzuhändigen?

„Morgen müssen Sie das Geld von Herrn Meier zurückfordern“, belehrte man ihn.

„Ja, morgen bin ich längst wieder bei allen Teufeln“, dachte sich der Geprellte und seufzte tief.

Ganz kleinlaut setzte sich Luzifer zum Hazardische.

Da ging es zweifellos lustiger zu als an den anderen Tischen. Die Gesichter waren alle stark geröthet und der Champagner, der ohne Unterlaß den Spielern und Zusehern serviert wurde, trug nicht dazu bei, sie bleicher zu färben. In drei Reihen umstand man den grünen Tisch und starrte mit küsternen Blicken auf die

Goldstücke, die hin und her rollten. Man konnte eigentlich nicht sagen, wer gewinne. Hier und da räumte ein Spieler seinen Platz, dann hieß es immer, er trage Geld fort, er aber erklärte stets, im Verluste zu sein. Jetzt schob man auch dem Teufel ein Glas Schaumwein hin. Er kostete mit Behagen, trank aus und ließ sich neuerdings einschenken.

Wie gut müßte der Champagner erst schmecken, wenn er warm gewesen, so halb and halb mit Pech und Schwefel!

Nun holte er auch ein Goldstück aus seiner Tasche und legte es auf eine Karte. Im nächsten Augenblick war das Goldstück vom Bankier eingestrichen.

Ebenso erging es einem zweiten und dritten Dukaten.

„Sie haben ein Teufelspech, Herr Baron, Sie sollten das Spiel aufgeben“, sagte ihm ein Herr, der zusah, wie Luzifer noch einige Versuche erfolglos machte, sein Geld zurückzugewinnen.

Endlich war der arme Teufel vollkommen blank.

Der Kopf brummte ihm und seine Wangen glühten, so geschwitzt hatte er in der Hölle unten noch nicht wie hier.

Dann saß er still in sich versunken auf seinem Platze und beobachtete eine lange Weile, wie das Glück den einen begünstigte und den anderen im Stiche ließ.

Hätte er nur noch ein paar Goldstücke wagen können, würde er sein Geld bestimmt wieder zurück bekommen haben, so hatte er aber keine Hoffnung.

Plötzlich — er wußte selbst nicht wie er auf den Einfall geriet — rief er mit lauter Stimme: „Hopp die Bank!“ Es war gerade in einem Moment, wo der Bankier eine Unmenge Geldes eingezogen und schon Miene machte, sich zurückzuziehen. Alle Anwesenden blickten erstaunt auf den verwegenen Spieler. Handelte es sich doch um mehrere tausend Gulden.

Der Bankier warf sein Blatt auf. Er hatte neun. Mit zitternder Hand erfaßte der Teufel seine Karten. Bloß sieben und somit verloren.

„Ich werde morgen meine Schuld begleichen.“

„Morgen?“ sagte der Gewinner und schüttelte ungläubig den Kopf. „Da soll mich doch der Teufel holen, wenn ich mein Geld jemals bekomme.“

Am nächsten Morgen in aller Früh überbrachte Luzifer dem erstaunten Bankier von gestern die Spielschuld.

Selbst holte er ihn jedoch erst später, ebenso alle anderen Herren, die er das Vergnügen gehabt, im Klubhaus kennen zu lernen.

Konnte man es ihm aber verargen, daß er in Zukunft die Seelen der Spieler mit besonderer Gewissenhaftigkeit in seiner Bratpfanne bediente und speziell bei Herrn Meier, dem durchgebrannten Solospieler die Flammen nicht ausgehen ließ?
